

Ein anderer Atem, eine andere Welt

– Trauerrede auf Christoph Meckel. –

Einmal ging ich mit Christoph Meckel über den Alten Friedhof in Freiburg. Wir betrachteten die Gräber in ihren figürlichen Details und ihrer Gestaltung – und zogen sehr langsam weiter, von einem Namen zum nächsten. Christoph Meckel wußte zu jedem Stein und jedem Schriftzug eine Geschichte. Er schien hier zu Hause zu sein zwischen den Toten, und erst allmählich dämmerte mir der Grund: Hier war eine wichtige Stätte seiner Kindheit, ein Ort seines geistigen Erwachens.

Der zwölfjährige Christoph, 1947 aus Erfurt in das zerstörte Freiburg gekommen, zog sich auf diesen Friedhof zurück, um unsichtbar zu sein und zu träumen. Zerbrochene Grabmäler lagen verstreut im Gelände, Reste barocker Tafeln, Köpfe und Füße, Gliedmaßen der Statuen – zerbrochene Engel vor allem.

In den Bombentrichtern wuchsen die ersten Haselsträucher und Holunderbüsche. Der Heranwachsende baute sich darin Unterstände aus Gezweig und Laub. Hier war das Kind ungestört:

*Es zog den Schlüssel aus der Tür.
Es warf ihn in die Sonne und er schmolz.
Das Haus war leer, fort war das letzte Tier.
Es lagen bloß noch ein paar Steine hier
und nachts zum Feuermachen etwas Holz.*

*Der Morgen war von Tau und Asche kalt.
Es ging auf einem Weg in einen Wald.
Der Engel sah es und vergaß es bald.*

So schrieb er in dem Gedichtband *Bei Lebzeiten zu singen*. Christoph Meckel war auf der Flucht vor einer Herkunft und vor dem langen Schatten des Krieges – und das hieß: vor einem Elternhaus, vor den falschen Tönen in den Worten daheim, vor dem Verschweigen und vor einem Vater, dem er nicht vertrauen konnte.

Christoph Meckel wollte nicht schweigen. Er schrieb im Trichter erste Verse und Reime. Er war als Jugendlicher oft in der Nacht hier, denn in der Nacht war es sicher und still und die Welt war verstummt. Dann waren die Worte frei, und das suchte er: Worte, die sich nicht verstellen, die wirklich sind und Kraft haben, Dinge und Menschen zu zeigen in ihrer Wahrheit. Später als berühmter Dichter und als eine Stimme seiner Generation schrieb er:

Das Gedicht ist nicht der Ort, wo die Schönheit gepflegt wird.

*Hier ist die Rede vom Salz, das brennt in den Wunden.
Hier ist die Rede vom Tod, von vergifteten Sprachen.
Von Vaterländern, die eisernen Schuhen gleichen.*

(...)

*Das Gedicht ist der Ort der zu Tode verwundeten Wahrheit.
Flügel! Flügel! Der Engel stürzt, die Federn
fliegen einzeln und blutig im Sturm der Geschichte!*

Das Gedicht ist nicht der Ort, wo der Engel geschont wird.

Gar nicht weit entfernt vom Friedhof stand die aufrechte Ruine des Münsters mit dem Hochaltar, den Hans Baldung Grien gemalt hatte und der ihm ein Rätsel aufgab, für das er ein lebensbestimmendes Wort fand: Kunst. Er sah Bilder wie Räume, in denen alles anders war – die Zeit und die Dinge, die Trümmer und die Gesichter der Menschen. So wurde Christoph zum Dichter und zum Bildkünstler – und beides waren keine Entscheidungen, sondern Wege zu überleben.

Die Kunst war der Ausweg in eine Welt, die es noch nicht gab, die es noch nie gegeben hatte und die doch da war – in den Farben und Formen, in den Namen und Sätzen, und Christoph Meckel würde sagen: *Im Machen*, da ist sie.

Das Wort „Gott“ stand nicht mehr zu Verfügung. Der „Gott“ war abhanden gekommen, wurde vermißt und nicht vermißt, gesucht und nicht gesucht. Aber der Traum, von dem ich eben aus der Offenbarung des Johannes las, der über den Tod hinausreicht, dahin, wo die Worte versagen und all unsere Vorstellungen zurückbleiben, der Traum von einer geheilten Welt, den hatte Christoph in sich. Er schrieb vom Geläut am Martinstag, das er nach dem Krieg, 1945 noch, in Erfurt erlebte, ein Fest, wie er es nannte, in aller Wucht:

Hier war ich im Geläut wie in einem Gewitter, das Glockengewitter schlug zu und machte ein Ende mit mir. Von meinen zehn Jahren, von der Zeit aller anderen, schien nicht der stillste Notschrei übrig geblieben (...) es gab Kinder, die fingen zu weinen an. Andere blickten in das Licht ihrer Kerzen, hielten erwachsene Hände fest, standen in kalten Schuhen, und ich glaubte zu wissen: Sie froren nicht (...) Von so viel Herrlichkeit hatte ich nichts gewußt, aus einem Stück und Glück, auf einem lichten Haufen (...) Sechs Jahre später schrieb ich die ersten Gedichte.

Von den Glocken in Erfurt erzählte er wie von einer Initiation in die Kunst und in die Poesie, wie von einer Lichtvision aus früher Zeit – aber für ihn gab es überall Initiationen. Wo immer er war, hier in Berlin, in Südfrankreich oder auf Afrikareisen. Er stand immer – merkwürdig frei – am Anfang. Das zeichnete ihn aus: Er war stets am Anfang, und das heißt neugierig und offen für das, was sich zeigt.

Christoph Meckels umfassendes künstlerisches Werk entstand in der Unabhängigkeit und in einer schonungslos verteidigten Freiheit, Freiheit von Ideologien auch und Denkschablonen. Eine Unbehaustheit ist zugleich damit benannt – Christoph, ein Mensch zur Freundschaft begabt wie kaum ein anderer, blieb doch auch immer für sich.

Und heute? Wieder ein Anfang, möchte ich sagen, so wie wir es gehört haben in der Offenbarung des Johannes:

Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr.

Diese Hoffnung meint kein Ende der Zeit, sondern eine Tiefendimension der Wirklichkeit, wie sie uns umgibt: Alles ist offen. Alles ist am Anfang. Das hat Christoph Meckel gezeichnet und gedichtet und gelebt.

An der Mauer eines Klosters in Toledo las der Komponist Luigi Nono Worte, die er in seiner letzten Komposition vertonte. Da stand: *Caminante, no hay camino, hay que caminar*. Wanderer, so läßt sich das spanische Wortspiel übersetzen, Wanderer, es gibt keinen Weg, du mußt gehen.

Über die Grenze des Todes führt kein vorhandener Weg, nichts Gangbares, und doch eine Bewegung. Dort, wo wir Christoph Meckel gehen lassen müssen, jenseits aller Worte und Bilder, kommt ihm und uns etwas entgegen – nichts, was wir wissen, nichts was wir sagen können, ein Anfang, ein anderer Atem, eine andere

Welt. Christoph Meckel schrieb von den Toten:

*Fliegen sie? Sie fliegen,
aber verstecken den Zauber.
Man sah sie fliegen,
sie flogen über das Bergland,
ihre Hände streiften die Distel,
man sah sie fliegen.*

*Atmen sie? Sie atmen
und lachen und zeigen den Zauber.
Hört man sie atmen? Man sieht:
Sie atmen und hört ihre Schritte
zugleich auf dem Meerweg.*

*Siehst du sie? Sie sind
ihren Schatten voraus
in Räumen und Zeiten,
Räumen, Zeiten –*

Christian Lehnert, Sinn und Form, Heft 3, 2020